



„UNVERSTÄNDLICH, BESCHÄMEND UND SKANDALÖS“: Mit diesen Worten kommentiert Nike Wagner den Umstand, dass es kein Gedenkkonzert für Franz Liszt im Festspielhaus Bayreuth gibt. Foto: dpa

## Zu viel vergessen

Nike Wagner attackiert ihre Cousinen / Kritik an Merkel

Neuer Zwist im Hause Wagner: Nike Wagner (66) wirft ihren Cousinen, den Bayreuther Festspielchefinnen Katharina Wagner (33) und Eva Wagner-Pasquier (66), vor, den 200. Geburtstag des Komponisten Franz Liszt zu ignorieren. „Das ist unverständlich, beschämend und skandalös“, sagte die Chef des Kunstfestes Weimar dem Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“. Die Bringschuld der Familie Wagner gegenüber Liszt, Richard Wagners Schwiegervater, sei gewaltig. „Ich bin tief getroffen, dass meine Cousinen taub waren für meine Bitte, das Festspielhaus zu öffnen für ein großes Fest- und Geburtstagskonzert am 22. Oktober“, sagte Nike Wagner. Liszt (1811 bis 1886) habe viel für Richard Wagner (1813 bis 1883) getan und diesen stets „nibelungentreu unterstützt“. Nach Wagners Tod habe ihn die Familie jedoch „in die Versenkung befördert“.

### Agentinnen der Probleme ihres Vaters?

gimes von Wolfgang?“ fragte Nike Wagner. Die Festspielchefinnen sollten sich nicht „zu Agentinnen der Probleme ihres Vaters machen“. Der langjährige Bayreuther Festspielchef Wolfgang Wagner, der 2010 gestorben ist, habe versucht, seinen 1966 gestorbenen Bruder Wieland vergessen zu machen. Nike Wagner berichtet zudem aus ihrer Jugend: Als Schülerin sei sie von Erwin Leisers Dokumentation „Das Dritte Reich“ schockiert gewesen. „Er zeigte die Leichenberge aus den Lagern“. Sie habe ihre Großmutter, Winifred Wagner, eine glühende Anhängerin von Adolf Hitler, daraufhin zur Rede gestellt. Diese habe jedoch „dicht gemacht“ und den Film als „amerikanische Propaganda“ bezeichnet.

Ein weiteres Jubiläum werde in Bayreuth ebenfalls nicht gewürdigt: 1951, vor 60 Jahren, habe Wieland Wagner – Nike Wagners Vater – „mit seinen revolutionären Regierarbeiten begonnen und Bayreuth aus der braunen Verseuchung geholt, stilistisch wie ideologisch“. Aber in Bayreuth gebe es keine Ausstellung oder Veranstaltung dazu. „Warum? Geschichtsvergessenheit der Stadt? Die langen Arme des Re-

Aber auch Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU), eine regelmäßige Bayreuth-Besucherin, wird bei der Kritik nicht ausgespart: Sie wundere sich über die „bedingungslose Verbundenheit von Frau Merkel mit dem politisch höchst krisenräftigen Komplex Bayreuth“, sagt Nike Wagner. Es wäre besser, „wenn unsere Regierungschefin einmal die Runde machen würde und den anderen Häusern und Festivals die Ehre gäbe – denen, die darben, die sich fürs Neue engagieren und von Medien und Geldgebern vernachlässigt werden“. dpa/AP

### Weibel als Mediapoet

„Peter Weibel – Mediapoet“ heißt eine Ausstellung, die noch bis 20. August in der Galerie Henze & Ketterer in Wichrach/Bern gezeigt wird. Sie würdigt das künstlerische Werk des Karlsruher ZKM-Chefs.

### Mohr in Ladenburg

Manfred Mohr, gebürtiger Pforzheimer und Wahl-New-Yorker gehört zu den Pionieren der Computer-Kunst. Bis 24. Juli sind Arbeiten von 1977 bis 2011 in der Galerie Linde Hollinger Ladenburg zu sehen.

## Noch immer quält „die Hitlersche Kastration“

„Grenzvagabund“: Der elsässische Autor Martin Graff hat einen Roman über seinen Vater geschrieben

Irgendwann kommt der Odysseus-Effekt. Als Odysseus mit seinen Gefährten schon einige Zeit kreuz und quer durch die Ägäis geschippert war, ohne nach Hause zu finden, da begibt der Held von Troja sich zu den Toten in die Unterwelt, um Rat zu suchen. Ähnlich erging es dem elsässische Autor Martin Graff. Er war schon ziemlich viel herumgekommen in der Welt, als er sich – fast wie der Held von Itaka – auf eine Reise in die Vergangenheit begab. Zwar nicht in den Hades, aber dorthin, wo er vermutete, dass da die Hölle des Zweiten Weltkriegs tobte. Und wo vielleicht sein Vater ums Leben kam. Am Ende seiner Recherche hat Graff dann ein Buch geschrieben, eine Dokumentarerzählung, die er vor kurzem in Karlsruhe vorstellte. In der französischen Ausgabe heißt es „Le Vagabond des frontières“, auf Deutsch: „Grenzvagabund“.

Der Autor kennt sich aus mit den Verstorbenen und dem Jenseits. Denn von seiner Ausbildung her ist Martin Graff evangelischer Theologe. Nach dem Studium an der Universität Straßburg war er einige Jahre als Pfarrer tätig, was in einem katholisch geprägten Land wie Frankreich keinen besonders angesehenen Status bedeutet. Zu Graffs Aufgaben gehörten auch Beerdigungen: nicht auf dem Friedhof, sondern in den Gärten der Hinterbliebenen – ein Relikt aus den Zeiten, da Protestanten schweren Verfolgungen ausgesetzt waren. „Das war wie in den Filmen von Fellini“, sagt Graff lachend und fügt hinzu: „Aber es hat mich Bescheidenheit gelehrt.“

Aus dieser Haltung heraus ist er nach Polen aufgebrochen, ins ehemalige Oberschlesien. Als Elsässer, also als einer, der aus einer Region mit einer engen Bindung an die deutsche Kultur in eine Region reist, die ebenfalls über Jahrhunderte zu Deutschland gehörte und die nun, wie das Elsass, Teil einer anderen Nation ist. Der Grund für diese West-Ost-Expedition lag in einem Koffer. Einem Pappkoffer, der, wie Graff in seiner Erzählung schreibt, nach alter feuchter Tapete riecht, und neben Aus-



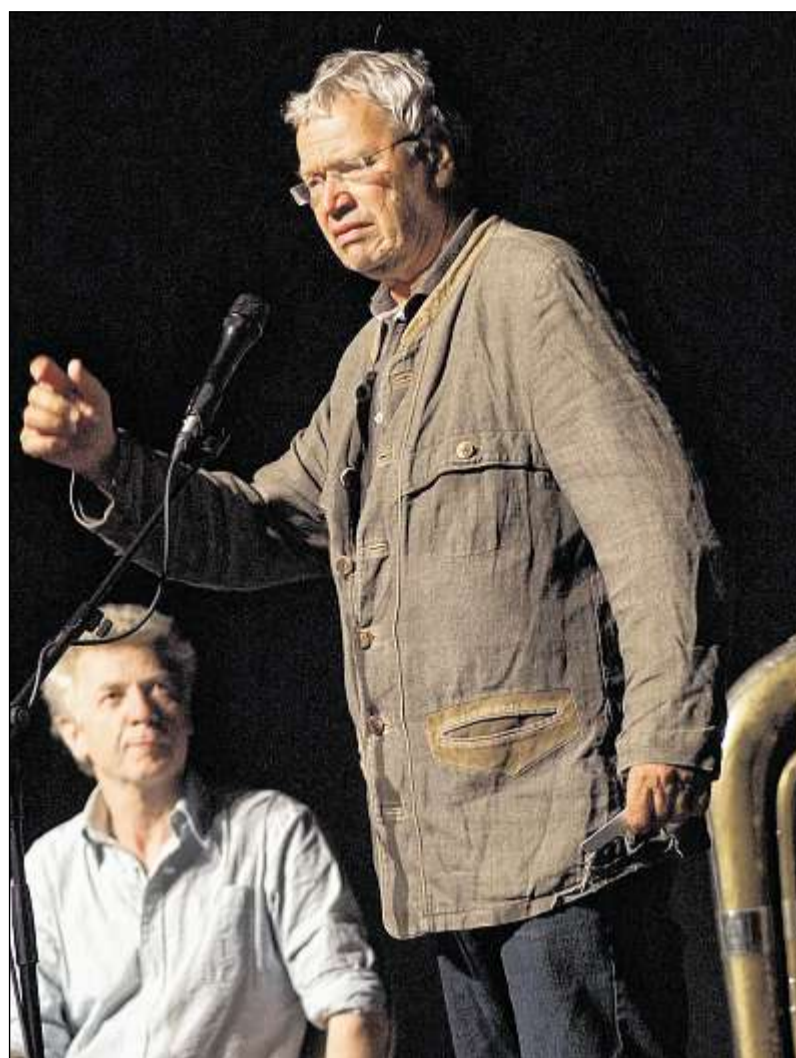
AUF SPURENSUCHE: Martin Graff, Elsässer und bekennender Europäer, hat in Polen nach dem Schicksal seines Vaters geforscht – und aus dieser Suche einen Roman gemacht. Foto: pr

weispapieren und Dokumenten etliche Briefe enthält. Auf Deutsch und auf Französisch, die einen frankiert mit Adolf-Hitler-Briefmarken, die anderen mit der französischen Marianne auf den Marken – beide im gleichen Rot. Und dann sind da noch Fotos. Ein Mann in der Uniform der Grande Nation, ein Mann in Wehrmachtsuniform. Es ist der gleiche Mann: Martin Graffs Vater, gefallen an der Ostfront im Februar 1945. Der kleine Martin war da noch

keine acht Monate alt. Mit der Suche nach den Spuren, die der Vater in seinen letzten Lebensjahren hinterlassen haben könnte, hat er erst gut sechs Jahrzehnte später begonnen: „Ich bin nicht der erste, der zu spät anfängt“, sagt Graff heute. Die Nachforschungen sind mühsam, wobei die Schwierigkeiten nicht zuletzt auf die Ambivalenz der elsässischen Existenz zurückzuführen sind, die Graff in seinen Reportagen, Romanen, Essays oder Kabarettauftritten im-

## „I hob’s ja g’sagt“

Pfundige zwei Stunden beim Zeltival in Karlsruhe mit Altmeister Gerhard Polt



IMMER EIN BISSERL SCHRÄG sind die Bemerkungen von Gerhard Polt, der jetzt mit der Biermösl Blosn in Karlsruhe gastierte. Foto: Bastian

Hinter jedem Spaß steckt ja bekanntlich immer auch ein bisschen Ernst. Dieses Bissl ist bei Gerhard Polt aber so groß, dass es schon reicht, wenn er einfach nur dasitzt und wartet, bis seine Biermösl fertig sind. Mal ehrlich: Schon immer hat man sich doch gefragt, wieviel Zwiwer und Grant auch im Privatmensch Polt stecken und wieviel davon er tatsächlich spielt. Hat er den Wirtshaus-Lackl mit der Muttermilch aufgesogen, ist er ihm nach etlichen Stammtisch-Sitzungen an Leib und Mimik gewachsen, oder spielt er einfach saugut das, was die bayrische Seele ausmacht?

Wie auch immer: Da hockt er nun, sitzt einfach nur da in seinem Trachtensacko mit Hirschhornknöpfen, das Gesicht kaut brodelnde Grübeln. Und man lacht nicht nur über die musikalischen Satire-Schmankerln der Biermösl Blosn, sondern schon über ihn. Gleich wird er aufstehen, Anlauf nehmen. „I hob’s ja g’sagt. Freili hob i’s g’sagt! Und der Ding hot’s a g’sagt, der Rudi, gell? Weil i g’sagt hab, sowas ...!“ Und los geht’s. Polt schraubt sich in die totale Entrüstung hoch, ist empört über die „Dreckmatz“ von der Presse, der die Lebensmittelvergiftung einer anonymen Besucherin beim 125-jährigen Jubiläum der freiwilligen Feuerwehr in der Berichterstattung wichtiger ist, als die Tatsache, dass es vier Tage lang im Festzelt bei insgesamt 21 364 Litern Bier total „harmonisch“ herging. Und da war das Weißbier noch nicht dabei!

Es ist halt immer wieder „fast wie im richtigen Leben“. Nur, dass Polt eben nicht fünf, sechs weitere Grantler am Stammtisch von seiner Weltanschauung überzeugen will, sondern hunderte von Top-Kunden in der „Top-Veranstaltung der Karlsruher Top-Veranstaltung Zeltival“, so Tollhaus-Chef Bernd Belschner. Schon früh haben sich die Leute ihre Karten gesichert für den personifizierten bayrischen Grant. Kein Haudrauf-Comedy, es sind die

einfachen, aber elementaren Dinge, die Polt umtreiben und die er mit dem Lieblingswort „nen!“ nachdrücklich erklären muss.

Seit 1979 sind sie ein eingespieltes Team, da lässt Polt natürlich den Biermöslern das Prä. Und die Brüder Christoph, Hans und Michael Well haben für ihre Begrüßung auf dem Schlachthof-Gelände freilich erstmal ein paar provokanten Gstanzln für den Gastgeber Karlsruhe zusammengereimt: Die „Baustellen-

metropole im Schwabenland“, am Geschrei hört man jetzt, dass der große Saal tatsächlich ausverkauft ist, „die 500 Millionen für die kürzeste Röhre von Deutschland zum Fenster naushaut“. Ach ja, und wo man den Kindern die Ewigkeit so erklärt: „Des is dann, wenn der KSC wieda amoi erstklassig fährt.“

Aber dann geht’s schnurstracks heim ins bayrische Hausen, ein Kaff, wo der Drexler-Toni Kreishematpfleger ist. Und sie dudeln sich am liebsten selber deppert, die Biermösl, obwohl sie auch ganz anders können. Manchmal tunen sie ihren musikalischen Schmarrn nämlich auf und spielen ein – natürlich in Hausen – wiedergefundenes Divertimento von Mozart für hohe Trompete, Basso continuo, sprich Bass-Tuba, und Streichorchester, sprich Akkordeon.

Während es da recht virtuos geht, schläft Polt ein. Wacht aber wieder auf. Schließlich gibt’s noch einiges zu beklagen. Und der Saal tobt schon aufgrund der Polt’schen Basics: das Gekicher, wenn’s mal ein bisschen schlüpfriß wird oder die sich überschlagende Stimme, wenn er sich in Rage redet. Und auch Heinz-Rüdiger, der „Saukog“, der ihm, Erwin Löffler aus Ampermoching, im Film „Man spricht deutsch“ einst am Strand mit der Lupe „das ganze Ohr abbrennt hat“, dieser Polt’sche Dauersohn ist auch dabei: diesmal als der Bub, der im Laden „nix anlangen“ darf, weil Mutti ein zu dünnes Nervenkostüm hat. Aus sich raus geht Gerhard Polt selten, aber dann sichtlich vergnügt, als spanischer Flamenco-Sänger zum Beispiel und man muss ihn schließlich von der Bühne zerrn, weil er gar nicht mehr aufhören mag mit seinem afrikanischen Geschrei.

Jaja, die Sünde lockt überall, auch im bayrischen Hausen, wo es inzwischen einen „Schwingerclub“ gibt. Wie gut, dass man seine katholischen „Hemmschwellen“ hat, und dass selbst der Teufel in Bayern „Grüß Gott“ sagt. Isabel Steppeler

### Corinne Wasmuth erhielt Macke-Preis

Die Malerin Corinne Wasmuth hat den August-Macke-Preis erhalten. Die vom Hochsauerlandkreis in Meschede vergebene Auszeichnung ist mit 20 000 Euro dotiert. Die 1964 in Dortmund geborene Künstlerin gehört zu den renommiertesten jungen Malerinnen Deutschlands, hieß es in der Begründung der Jury.

Seit 2006 unterrichtet Wasmuth an der Kunstakademie Karlsruhe. Zwei großformatige Bilder der Künstlerin schmücken die Lobby des Bundeskanzleramtes in Berlin. In diesem Jahr ist Wasmuth zudem mit einem Werk auf der Biennale in Venedig vertreten. Der Preis erinnert an August Macke, den 1897 in Meschede geboren ist und der zu den wichtigsten Künstlern des Expressionismus zählt. dpa

### Markus Prachensky 79-jährig gestorben

Markus Prachensky war eine Galionsfigur der österreichischen Nachkriegskunst, dessen Werk schon früh von der Karlsruher Galerie Rottloff gezeigt wurde. Jetzt ist der Künstler mit 79 Jahren gestorben. Er gehörte in den 60er Jahren mit Arnulf Rainer, Wolfgang Hollegha und Josef Mikl zur Gruppe St. Stephan, die der kunstsinigere Domprediger Monsignore Otto Mauer förderte. „Ich kann mir eine Welt ohne die Farbe Rot nicht vorstellen“, sagte Markus Prachensky einmal in einem Interview.

Auch seine Kunst ist ohne Rot nicht vorstellbar: Für sein monumentales, expressives Werk ist die vitale, kraftvolle Farbe zentral. So setzte Prachensky im Nachkriegs-Österreich ein prägnantes Zeichen. dpa

### Heinz Bennent wird heute 90

Besonders eindringlich spielte er Außenseiter, Einsame und Sonderlinge: Heinz Bennent war zeitlebens auf das Charakterfach abonniert. Mit seinen mehr als 150 Rollen für Theater, Film und Fernsehen erwarb sich der international gefeierte Darsteller den Ruf eines großen Künstlers – als Star galt er nie. Heute wird Bennent 90 Jahre alt. Seit Anfang der 70er Jahre lebt er in der Nähe von Lausanne in der Schweiz.



Heinz Bennent

Kulturstaatsminister Bernd Neumann (CDU) würdigte den Jubilar als einen der wenigen deutschen Schauspieler mit internationalem Renommee. „Genau jene ungeteilte Begeisterung, jene obsessive Leidenschaft für die Schauspielkunst scheint die treibende Kraft zu sein, die Ihre Rolleninterpretationen stets so einmalig macht“, schrieb Neumann in seinem Glückwunschbrief.

Einen seiner größten Erfolge feierte Bennent in François Truffauts Meisterwerk „Die letzte Metro“ (1980) als ein von den Nazis verfolgter jüdischer Theaterdirektor in Paris. Weitere wichtige Filme waren „Das Schlangenei“ (1977) von Ingmar Bergmann, „Im Jahr der Schildkröte“ (1988) von Ute Wieland und „Kalt ist der Abendhauch“ (2000) von Rainer Kaufmann.

Besonders eindrücklich sind die gemeinsamen Auftritte mit seinen ebenfalls schauspielernden Kindern Anne und David Bennent in Erinnerung. Mit seinem 1966 geborenen Sohn stand er in Volker Schlöndorffs Verfilmung von Günter Grass’ Roman „Blechtrommel“ (1978) vor der Kamera: Vater Heinz als Nazi-Scherge und Sohn David als kleinwüchsiger Trommler Oskar Matzerath. Auch in der Lausanner Inszenierung von Samuel Becketts „Endspiel“ (1995) war Sohn David sein Partner – eine in ganz Europa umjubelte Tournee.

Trotz der zahlreichen Film- und Fernsehrollen blieb die Theaterarbeit für den gebürtigen Nordrhein-Westfalen das Lebenselixier. „Auf der Bühne habe ich alles in der Hand. Dort bestimme ich den Rhythmus“, sagte er einmal. Zuletzt ging er mit einer Lesung von Friedrich Hölderlins Briefroman „Hyperion“ auf Europatour. Text und Foto: dpa